

**Einführungsvortrag von Präses Nikolaus Schneider  
anlässlich des Pfarrertages am 12. November 2007  
in Koblenz**

**Von Gott berufen – von der Gemeinde beauftragt - Überlegungen zum Dienst der  
Pfarrerinnen und Pfarrer**

Sehr verehrte, liebe Schwestern und Brüder,

auch ich grüße Sie zum heutigen Pfarrertag sehr herzlich. Ich freue mich darüber, dass Sie so in so großer Zahl unserer Einladung befolgt sind. Der Kirchenleitung ist es wichtig, der gesamten Pfarrerschaft gegenüber sowohl Wertschätzung zum Ausdruck zu bringen wie auch das unmittelbare Gespräch zu suchen.

Dabei ist uns sehr deutlich, dass Pfarrerinnen und Pfarrer in den vergangenen Jahren nicht nur erhöhte Arbeitsbelastungen bewältigen, sondern auch Einkommenseinbußen hinnehmen mussten. Die damit verbundenen Irritationen und Verunsicherungen sind nur zu verständlich, ihr offenes Ansprechen und das Gespräch darüber soll helfen, mit der zurzeit schwierigen Situation besser zurecht zu kommen.

„Von Gott berufen – von der Gemeinde beauftragt“, diese Bipolarität bringt die Grundbedingungen für den pfarramtlichen Dienst nach meiner Überzeugung angemessen zum Ausdruck. „Vocatio interna“ und „Vocatio externa“, damit ist seit Zeiten in der Reformation die Grundlage für das evangelische Pfarramt beschieden worden.

Einerseits sind Pfarrerinnen und Pfarrer ganz der Gemeinde zugeordnet, eingebunden in das gemeindliche Leben und die grundlegende Gemeinschaft mit allen ehren- und hauptamtlich tätigen Menschen. Zum anderen stehen Pfarrerinnen und Pfarrer auch der Gemeinde gegenüber, denn sie sind in ihrem Gewissen gefangen durch den Ruf Gottes und durch ihr Verständnis der Heiligen Schrift. Die sich daraus ergebenden doppelten Bindungen machen den pfarramtlichen Dienst reizvoll, aber auch anspruchsvoll und zum Teil schwierig und belastend.

Im Impulspapier des Rates der EKD „Kirche in der Freiheit“ wird der Dienst der Pfarrerinnen und Pfarrer als Schlüsselberuf für unsere Kirchen bezeichnet. Dem schließe ich mich voll an. Denn die wesentlichen Aufgaben und Funktionen jeder Kirchengemeinde kommen im Pfarrdienst in besonders anschaulicher und verdichteter Weise zum Ausdruck. So nimmt es auch nicht Wunder, dass in der öffentlichen Wahrnehmung Kirche vor allem durch und manchmal auch als Dienst der Pfarrerinnen und Pfarrer wahrgenommen wird.

Empirische Untersuchungen<sup>1</sup> belegen, dass Pfarrerinnen und Pfarrer zahlreiche Belastungserfahrungen angeben, die sich in ihrem Beruf aus verschiedenen Problemfeldern sowie Belastungs- und Konfliktpotentialen speisen. Dazu zählen:

- Das Verhältnis zu Kolleginnen und Kollegen (!)
- Die Erwartungen vieler Gemeindeglieder, dass Pfarrerinnen und Pfarrer und ihre Familien ein vorbildliches, christliches Leben zu gestalten hätten. Was viele Christinnen und Christen in den Gemeinden als nicht mehr erreichbar erleben oder wovon sie sich selbst dispensieren, das erwarten sie exemplarisch und stellvertretend von Pfarrerinnen und Pfarrern. Von einer besonderen Form der Stellvertretung mag man hier sprechen.

---

<sup>1</sup> vgl. dazu: K.-W. Dahm, Frust und Lust im heutigen Pfarrberuf, Deutsches Pfarrerbild 5/2005, 232-237

- Leitungs- und Verwaltungsaufgaben. Viele Pfarrerinnen und Pfarrer erleben diese Aufgaben als „uneigentliche“ Anforderungen, auf die sie durch ihre Ausbildung nicht wirklich vorbereitet wurden. Es lassen sich aber auch Pfarrerinnen und Pfarrer finden, die sich geradezu in diese und andere „uneigentliche“ Aufgaben flüchten.
- Die Zusammenarbeit mit dem Presbyterium, wobei von vielen Pfarrerinnen und Pfarrern die Erwartung als belastend erlebt wird, das sie als „Libero“ für alle Aufgabenstellungen und Herausforderungen betrachtet werden.
- Die eigenverantwortliche Gestaltung der Arbeitsabläufe, die unvermeidliche Organisation und das schwierige Austarieren beruflicher und familiärer Anforderungen.
- Das Leben einer theologischen, geistlichen Existenz, das festgelegte und hochgeschützte Zeiten zur Pflege der eigenen Seele vorsieht.
- Besonders delikat ist das Verhältnis von Pfarrerinnen und Pfarrern zur Landeskirche, das unter 14 Belastungsfeldern erst an 7. Stelle genannt wird. Aber wenn dieses Beziehungsfeld angesprochen wird, dann zu beinahe 100 % als mit Negativerfahrungen verbunden.
- Andererseits bedeutet diese Einordnung auch, längst nicht alle Pfarrerinnen und Pfarrer die Beziehung zur landeskirchlichen Ebene als besonders relevant für ihren Berufsalltag empfinden.

Die o.g. Erfahrungen können nicht einfach durch schöne Montagsreden kompensiert werden. Gerade wenn wir den Pfarrdienst als einen Schlüsselberuf für unsere Kirche bezeichnen, müssen die eben genannten Problem- bzw. Frustrationsbereich aufmerksam zur Kenntnis und ernst genommen werden. Allerdings warne ich mich und auch Sie alle davor, den Pfarrdienst und auch unser Gespräch über den Pfarrdienst alleine aus einer „Defizitorientierung“ heraus zu führen. Dabei sollen Theologie und Empirie in gleicher Weise den Blickwinkel auf die Verhältnisse bestimmen.

Zunächst zur Theologie:

Von folgendem theologischen Grundansatz<sup>2</sup> gehe ich aus:

Wenn wir das Priestertum aller Gläubigen im Protestantismus besonders akzentuieren, bedeutet das nicht gleichzeitig, dass kirchliche Ämter überflüssig sind. Zugespitzt könnte man sagen, dass durch die Taufe alle Christinnen und Christen zu Priestern werden. Aber es sind nicht alle automatisch Pfarrerinnen und Pfarrer und auch eine uneingeschränkte Eignung für diesen Beruf ist damit nicht verbunden. Auch wenn allen Christinnen und Christen das Amt zum Predigtdienst anvertraut ist, so wird es nicht allen übertragen.

In Folge dieses Ansatzes sind Pfarrerinnen und Pfarrer in ihrer ganzen Existenz Teil der Gemeinde und sie stehen gleichzeitig der Gemeinde gegenüber. Zwar ist das kirchliche Amt nicht Ausdruck einer „heiligen Ordnung“ und unsere Kirche kennt auch kein sakramentales Verständnis ihres Kirche seins: Kein Weihepriestertum, kein Anspruch der Heilsqualität von Kirchenstruktur und kirchlichen Ämtern. Gleichwohl konzentriert sich die Aufgabengestaltung von Kirche in besonderer Weise in den dienstlichen Obliegenheiten des Pfarramtes.

Die Grundaufgabe des pfarramtlichen Dienstes besteht darin, Menschen das Evangelium nahe zu bringen und sie einzuladen, danach zu leben. Daraus leiten sich alle Aufgaben und Tätigkeiten von Pfarrerinnen und Pfarrern im Einzelnen ab.

Unabdingbar zur Bewältigung dieser Aufgaben ist deshalb eine besondere Ausbildung. Seit Zeiten der Reformation legen wir Wert darauf, dass dies eine akademische Ausbildung mit

---

<sup>2</sup> vgl. dazu: B. Petry, Leiten in der Ortsgemeinde. Allgemeines Priestertum und kirchliches Amt – Bausteine einer Theologie der Zusammenarbeit, LLG 9, Güterslohn 2001, 271 ff.

wissenschaftlichem, theologischen Niveau ist. Sie soll dazu führen, dass Pfarrerinnen und Pfarrer in eigener Verantwortung, orientiert an der Heiligen Schrift jenseits von Fundamentalismus und reinem Pragmatismus ihren Dienst tun.

Als Zeuginnen und Zeugen des Evangeliums in Jesus Christus durch Wort und Tat üben sie einen „Schlüsseldienst“ aus, der die für alle Menschen entscheidenden Lebensdimensionen aufschließt. Ein wahrlich evangelisches Verständnis des Amtes der Schlüssel!

In den letzten Jahren ist uns in neuer Weise bewusst geworden, dass die Einladung zum Glauben und das Werben um die Mitgliedschaft in der Gemeinde zu einer besonderen Herausforderung für den Pfarrdienst geworden ist.

Alle ihre Aufgaben können Pfarrerinnen und Pfarrer aber nicht alleine und gänzlich aus eigener Kraft bewältigen. Sie bleiben in die Gemeinschaft der Gemeinde eingebunden, die in erster Linie für sie und ihren Dienst betet, sie nach Kräften praktisch unterstützt und Pfarrerinnen und Pfarrer als Anleiterinnen und Anleiter für alle geistlichen Aufgabenstellungen der Gemeinde akzeptiert. Insofern bleibt der pfarramtliche Dienst eingebunden in das gesamte Gemeindeleben, erstellt dafür aber auch gleichzeitig so etwas wie einen Kristallisationskern dar.

Es gehört zum reformatorischen Erbe, dass Menschen zur öffentlichen Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung ordiniert werden. Die Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland hat im Januar 2004 ihr Ordinationsverständnis neu bestimmt. Grundlegend dafür ist die prinzipielle Trennung zwischen dem Dienst der Ordinierten und den institutionellen Ämtern. Das Spezifische des Dienstes Ordinierten ist nicht die Hauptamtlichkeit, sondern die Öffentlichkeit, genauer die öffentliche Wahrnehmung der konstitutiven, kritischen und kommunikativen Aufgabe, die Kirche in allen Lebensäußerungen beständig mit ihrem Ursprung in Beziehung zu setzen. Wenn es auch richtig ist, dass Pfarrdienst ohne die Aufgabe der Ordinierten undenkbar, geradezu sinnentleert wäre, so geht der Pfarrdienst doch weit über die mit der Ordination verbundenen Aufgaben hinaus. Auch diese Dienste sind gemäß einer akademischen Ausbildung qualifiziert zu tun.<sup>3</sup>

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang abschließend ein Wort zu den Irritationen sagen, die durch manche Unzulässigkeiten in der Bestimmung des Verhältnisses von Pfarrdienst und Dienst der Prädikantinnen und Prädikanten entstanden sind.

Zwei Fehlentwicklungen sind nach meiner Beobachtung abzuwähren. Zum einen muss Prädikantinnen und Prädikanten immer klar sein, dass sie mit ihrer Ordination nicht in einen pfarramtlichen Dienst eingewiesen werden. Öffentliche Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung ist ihre Aufgabe, nicht mehr und nicht weniger.

Zum anderen sind Tendenzen wahrzunehmen, bei Aufhebung von Pfarrstellen Prädikantinnen und Prädikanten als „Pfarrersatz“ vorzusehen.

Der Dienst der Prädikantinnen und Prädikanten ist in unserer Kirche als Ergänzung gewünscht! Die besonderen Lebenserfahrungen von Menschen, die nicht im Raum der Kirche ihr Brot verdienen und andere, häufig akademische Ausbildungen mit in den Predigtendienst einbringen, sollen das Predigtgeschehen unserer Kirche bereichern! Helfen Sie bitte alle mit, dass diese Aufgabenstellungen auch bewusst bleiben.

---

<sup>3</sup> aus Punkt 4.2 der Ausarbeitung, die unter dem Titel „Ordination, Dienst und Ämter nach evangelischem Verständnis“ veröffentlicht wurde

Der Pfarrdienst hat eine besondere Bedeutung für unsere Kirche, nach dem Vorbild des „Impulspapiers“ nannte ich ihn einen Schlüsselberuf.

In der Gemeinde nehmen Pfarrerinnen und Pfarrer eine besondere Leitungsfunktion wahr. Leitung wird in diesem Zusammenhang umfassend verstanden. Sie ist mehr als die Sitzungsleitung im Presbyterium. Denn Organisation ist etwas anderes als Administration.

Leitung und Organisation gehören zusammen und verbinden sich zu einer komplexen Aufgabe. Leitung stellt den angemessenen Rahmen zur Verfügung, damit Gemeinde sich entwickeln kann.

Gemeinsam mit anderen Menschen in der Gemeinde helfen Pfarrerinnen und Pfarrer dabei, dass diese Menschen ja eigene Berufung finden, leben und entwickeln. Sie achten darauf, dass die unterschiedlichen Berufungen zu einem funktionalen Ganzen geführt werden und entstehende Kollisionen und Konflikte nicht übergangen werden. Sie sind dabei behilflich, dass die individuellen Berufungen gelebt werden können und geeignete Orte für sie in der Gemeinde gefunden werden. Und sie stellen sicher, dass die eigene Berufung im Horizont der Bezeugung des Evangeliums fest verankert und immer wieder neu verstanden wird.

Die Gemeinde ist nicht einfach nur Laib. Das Bild des Laibes lässt sich auch auf andere soziale Organisationen anwenden, die arbeitsteilig funktionieren.

Die Gemeinde ist vielmehr Laib Christi. Christus ist ihr Haupt und nicht etwa die Pfarrerin und der Pfarrer. Der Dienst von Pfarrerinnen und Pfarrern hat aber in ganz besonderer Weise dafür einzutreten, dass die Leitungsfunktion Christi als Haupt der Gemeinde auch wirklich zum Tragen kommt. Sie tun dies vor allem durch die biblisch gebundene Verkündigung, ihrer Auslegung und Erklärung der Heiligen Schrift. Denn nicht nur Pfarrerinnen und Pfarrer, die gesamte Gemeinde muss sich bewusst dem Leitungshandeln Christi unterstellen, der ja allein „indirekt, vermittelt“ ausgeübt werden kann.

Nach diesen theologischen Überlegungen zum Pfarrdienst möchte ich nun einige wenige Überlegungen zu der äußeren Ordnung des pfarramtlichen Dienstes anstellen, die der theologischen Grundlegung des Pfarrdienstes gerecht werden soll.

Pfarrerinnen und Pfarrer üben eine Profession aus. Profession ist ein besonderer arbeitssoziologischer Begriff. Er wird im Grunde drei Berufen zugesprochen, die für ein gelingendes individuelles Leben und das Zusammenleben in einer Gesellschaft von entscheidender Bedeutung sind: dem Richter, der Richterinnen, der Ärztin, dem Arzt und der Pfarrerin, dem Pfarrer. Kennzeichnend für Profession ist, dass Lebensrolle und Berufsrolle in einander übergehen. Das bedeutet nicht, dass Pfarrerinnen und Pfarrer immer im Dienst seien. Das bedeutet aber, dass sie immer als Pfarrerin und Pfarrer gesehen werden.

In Folge dessen haben Pfarrerinnen und Pfarrer auch die anspruchsvolle Aufgabe zu bewältigen, unter der anspruchsvollen Würde der Zeitouveränität die nötigen Freiräume für ihr Familienleben und ihre privaten Hobbies und Bedürfnisse zu organisieren.

Wegen der Identität und Berufsrolle und Lebensrolle erhalten Pfarrerinnen und Pfarrer auch kein Gehalt, keinen Lohn. Wie sollte er auch in Relation zu einer Arbeitsstunde bemessen werden. Eine amtsangemessene Alimentation soll Pfarrerinnen und Pfarrern gezahlt werden, wobei der offene Rechtsbegriff „amtsangemessen“ natürlich genauer gefüllt werden muss. Für die rheinische Kirche gilt nach wie vor, dass dies in Orientierung am gymnasialen Lehrdienst geschieht.

Dabei erachten wir es nach wie vor als ein hohes Gut, dass Pfarrerinnen und Pfarrern in unserer Kirche unter gleichen äußeren Rahmenbedingungen wie Lebensalter bzw. Dienstalter und Familienstand eine gleich hohe Alimentation erhalten. Unterschiede können sich allein durch die Bewertung der Diensthäuser ergeben. Daran möchte ich persönlich auch nichts ändern!

Schließlich werden für Pfarrerinnen und Pfarrer öffentlich-rechtliche Dienstverhältnisse auf Lebenszeit errichtet. Das bedeutet, dass ein beamtenähnliches Dienstverhältnis besteht. Und beamtenähnlich heißt: Besser als für Beamtinnen und Beamte, denn diese können versetzt werden und sind weisungsgebunden, für Pfarrerinnen und Pfarrer gilt beides nicht. Um des hohen Schutzes der Freiheit der Verkündigung des Evangeliums willens halte ich auch das für richtig. Wie lange und wie umfassend die Evangelische Kirche im Rheinland diese äußeren Rahmenbedingungen für den pfarramtlichen Dienst durchhalten kann, das steht allerdings auf einem anderen Blatt.

Als letztes sei in diesem Zusammenhang die Funktion des Diensthauses angesprochen. Das Wohnen im Diensthaus als integraler und unverzichtbarer Bestandteil des pfarramtlichen Dienstes zu vermitteln, ist in vieler Hinsicht schwer geworden. Das gilt für unsere öffentlichen Gesprächspartner, vor allem die Finanzverwaltungen. Denn es ist nun einmal ein großer Unterschied, ob ein Oberkreisdirektor in einem Diensthaus wohnt oder eine Pfarrerin bzw. ein Pfarrer. Allerdings ist auch bei Pfarrerinnen und Pfarrern eine verstärkte Tendenz zu der Einschätzung festzustellen, dass das Wohnen im Diensthaus primär ein „privates“ Wohnen darstellt.

Wenn wir am Konzept des Diensthauses festhalten wollen, müssen wir mit größerer Entschiedenheit die damit verbundenen besonderen Belastungen vor allem gegenüber den Finanzbehörden vertreten. Denn ein solches Wohnen muss bezahlbar bleiben. Notwendig wird es aber auch sein, um Verständnis für die damit verbundenen Belastungen zu werben.

Lassen Sie mich die folgenden zwei Tabus ansprechen, die zum pfarramtlichen Dienst gehören, aber selten offen und rational diskutiert werden.

Zum einen geht es um die persönliche Eignung zum Pfarrberuf. Wir unterscheiden ja zwischen der *vocatio interna* und der *vocatio externa*. Ich spreche hier den Bereich der *vocatio interna* an.

Menschen, die sich von Gott in den pfarramtlichen Dienst gerufen wissen, eine entsprechende Ausbildung zu ermöglichen und eine Berufsperspektive anzubieten, ist geradezu eine Verpflichtung für alle Kirchen. Allerdings muss den Kirchen auch vorbehalten bleiben, nach der wirklichen Eignung für den pfarramtlichen Dienst zu fragen. Dabei geht es zum einen um intellektuelle Fähigkeiten. Dies ist noch der leichtere Bereich, denn die mit der theologischen Ausbildung verbundenen Anforderungen lassen sich zureichend durch das Erste und Zweite Theologische Examen belegen.

Schwieriger zu beantworten ist die Frage nach der charakterlichen Eignung. Schon genauer zu beschreiben, was damit eigentlich gemeint ist, fällt schwer.

Andere Kirchen, z.B. die mit uns freundschaftlich verbundene Eglise Réformée de France löst diese Fragestellungen in der Weise, dass sie von allen Kandidatinnen und Kandidaten des Pfarramtes ein psychiatrisches Gutachten verlangt. Begutachtet werden muss die „Ausgeglichenheit“ der Person.

Im Rheinland denkt niemand daran, ein solches Gutachten für rheinische Kandidatinnen und Kandidaten verpflichtend zu machen. Gleichwohl ist es wichtig, in allen Beratungsverfahren den Gesichtspunkt einer „ausgeglichenen Persönlichkeit“ im Auge zu behalten.

Insgesamt lässt sich sagen, dass das rheinische Verfahren auch für die Fragestellung nach der Persönlichkeit sich durchaus bewährt. Im Rheinland ist es zwar nicht üblich, einen Beschluss eines kirchenleitenden Organs über die persönliche Eignung zum Pfarramt zu fassen. In vielen Beratungsgesprächen werden die Kandidatinnen und Kandidaten aber mit dieser Fragestellung konfrontiert. Bedenkt man, dass 50 % derer, die ein Theologiestudium beginnen, im Pfarramt ankommen, dann erweist sich das rheinische Verfahren als durchaus praktikabel. Folglich geschieht es nur noch im Ausnahmefall, dass ein Mensch nicht in den Probendienst oder ins lebenslange Dienstverhältnis übernommen wird, weil Zweifel an seiner persönlichen Eignung bestehen. Ganz vereinzelt macht die Prüfungskommission des Ersten und Zweiten Theologischen Examens die Kirchenleitung auf bestimmte Probleme aufmerksam, auch die realistisch gewordenen Gutachten über die Ausbildungsverläufe enthalten vereinzelt solche Hinweise. Und entsprechend vereinzelt gab es in der jüngeren Vergangenheit entsprechende Beschlüsse.

Insgesamt bedeutet das für mich, dass wir im wesentlichen auf die Selbsterkenntnis der betroffenen Menschen setzen sollen. Gleich wichtig ist es aber auch, dass diejenigen, die Beratungsgespräche mit Theologiestudierenden, Vikarinnen und Vikaren oder Pfarrern und Pfarrerinnen im Probendienst führen, weiterhin eine besondere Sensibilität für diese Fragestellung aufbringen müssen.

Das zweite anzusprechende Tabu das von Konkurrenz und Kooperation im pfarramtlichen Dienst. Trotz aller geforderten Leitungs- und Teamfähigkeit geraten Pfarrern und Pfarrer immer wieder in Konkurrenzsituationen, die oft zu heftigen Konflikten in der Gemeinde führen. Eine im Jahre 1998 in der Evangelischen Kirche im Rheinland durchgeführte Presbyterbefragung zum Pfarrbild ergab den Befund, dass viele aktive Gemeindeglieder in dem fast selbstverständlich gewordenen und andauernden „Pastorenstreit“ die Glaubwürdigkeit der christlichen Botschaft von Frieden und Versöhnung fundamental gefährdet sehen. Es ist wichtig, sich vor Augen zu führen, dass wir dieses Phänomen nicht einfach schicksalhaft und achselzuckend hinnehmen.

Schon eine verlässliche Erfüllung der pastoralen Pflichten würde vielen Konflikten entgegen wirken. Ferner sollten wir uns häufiger das achte Gebot – Du sollst kein falsch Zeugnis reden. Liebe deinen Nächsten. – und vor allem die schöne Erklärung Martin Luthers dazu im kleinen Katechismus in Erinnerung rufen: „Vielmehr sollen in unseren Nächsten entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren.“

Und es scheint mir von großer Bedeutung zu sein, dass wir uns über die beruflichen Erfolge unserer Kolleginnen und Kollegen im pfarramtlichen Dienst mit freuen können. Das wäre ein schöner Ausdruck von Selbstgewissheit und der nötigen Selbstdistanz.

Ein wenig tröstlich ist es zu lesen, dass diese Konfliktsituation die Kirche durch alle Zeiten begleitet hat. So können wir schon im Neuen Testament viele Hinweise lesen, die auf eine Situation von Konflikt und Konkurrenz gemünzt sind: Wir sollen „mit Ehrerbietung einander zuvorkommen“ (Röm. 12, 10), „Einmütigkeit untereinander suchen“ (Röm. 12, 16), „Einander annehmen“ (Röm. 15, 7), „Einander die Lasten tragen“ (Gal. 6, 2), „Einander in Demut begegnen“ (1. Petr. 5, 5). Diese wenigen Beispiele mögen genügen.

Das biblische Verständnis von Liebe trägt auch den Akzent gegenseitiger Bereicherung, in dem Menschen ermutigt werden, aufeinander zuzugehen. Was von allen Getauften gefordert wird,

sollte für ordinierte Pfarrerinnen und Pfarrer noch einmal besonders gelten. Gut wäre es, wenn wir einander unsere besonderen Fähigkeiten nicht neideten, sondern uns durch gabenorientierte Absprachen in unseren Diensten unterstützten, stärkten und ergänzten.

Lassen Sie mich als letztes auf zentrale Herausforderungen für den pfarramtlichen Dienst eingehen, so wie sie sich mir zurzeit darstellen:

Als erstes ist die missionarische Herausforderung zu nennen<sup>4</sup>.

Teile unserer Gesellschaft sind inzwischen so säkularisiert, dass wir in unserem Dienst Erstbegegnungen mit dem Evangelium erleben. Grundwissen wie biblische Geschichten, Bedeutung von kirchlichen Festen oder Grunddaten unserer Kirche sind besonders bei jungen Menschen überhaupt nicht mehr vorhanden, ebenso wie angemessenes Verhalten in Gottesdiensten oder bei kirchlichen Feiern. Folge dieser Unkenntnis sind oft Verhaltensweisen, die sich als Unsicherheit oder Aggressivität gegenüber der Kirche auswirken. Deshalb müsste eine bewusste Strategie zur Überwindung dieses gesellschaftlichen Missstandes verfolgt werden.

Erst Begegnungen mit dem Evangelium müssen wir deshalb zunehmend arrangieren. Die Unkenntnis biblischer Tradition erhöht automatisch den Innovationsanspruch an die christliche Verkündigung. Gerade Kasualien bieten die Möglichkeit, an den besonderen Wendepunkten des Lebens Vorstellungen, eine Sprache anzubieten, zu erläutern und einzuüben, die sich als helfend, aufschließend und in jeder Hinsicht als heilsam für die Menschen erweist.

Gottesdienste für Anfängerinnen und Anfänger können Menschen gezielt einladen, Erfahrungen mit dem Glauben, mit dem Gottesdienst, unserer Frömmigkeit und schließlich mit unseren Gemeinden als Ganzes zu machen.

Das mag sich auch die für viele von uns paradoxe Situation ergeben, dass die Unkenntnis des christlichen Glaubens schon bald zu einer ganz neuen Attraktivität des Fremdgewordenen führt.

Als zweites nenne ich die apologetische Herausforderung.

Unser Glaube muss erläutert und begründet werden. Oberflächliche und häufig dümmliche Anfeindungen oder Infragestellungen müssen durch solide und verständliche Informationen aufgeklärt werden. Popularwissenschaftliche theologische Erwachsenenbildung wird eine neue Attraktivität ausüben. Kurse zur Einführung in den Glauben sprechen immer mehr Menschen an. Und die beste Apologie wird darin bestehen, die Attraktivität unseres Glaubens auch durch seine vernünftige Erklärung und Begründung zu erweisen. In dieser Form gewinnt er seine Stärke aus sich selbst heraus.

Als nächstes nenne ich die geistlichen Herausforderungen.

Damit spreche ich das Faktum an, dass vielen Menschen – bis in die Reihe unserer Pfarrerinnen und Pfarrer hinein – eine alltagstaugliche Frömmigkeit abhanden gekommen ist.

Persönliches Beten steht Menschen nicht automatisch zur Verfügung, eine geistliche Strukturierung des Tages geschieht nicht von selbst. Zur Bewältigung dieser Aufgabe können wir an alt Hergebrachtes und Bewährtes anknüpfen. Es empfiehlt sich, etwa bei Bonhoeffer nachzulesen, wie gemeinsames Leben geistlich gestaltet werden kann.

---

<sup>4</sup> Die folgenden Überlegungen basieren auf V. Lehnert, Amt und Dienst – vom Einzelkampf zu Charismenkoordination. Zur aktuellen Pfarrbilddiskussion, Theologische Beiträge 35 (2004) 125-139.

Wir haben die spezifisch evangelische Tradition der Losungen, die für jeden Tag ein Wort aus dem Alten und dem Neuen Testament bereit halten. Darüber hinaus bieten sie Bibellesungen an. Mit deren Hilfe lassen sich geistliche Perspektiven für die Gestaltung und den Umgang mit den Herausforderungen jedes Tages gewinnen.

Das Gespräch und das Gebet am Morgen und am Abend, das Singen von Liedern, das abendliche Erzählen biblischer Geschichten – das alles müssen wir wiedergewinnen als eine Form alltäglicher Frömmigkeit, die ihren Sinn eben nicht als Ausdruck kirchenamtlicher Durchdringung der Welt, sondern als hilfreiche Orientierungsstrukturen für den Alltag eines jeden Menschen gewinnen.

Als letztes sei in diesem Zusammenhang die besondere Herausforderung für Pfarrerinnen und Pfarrer genannt, die biblisch die „Unterscheidung der Geister“ genannt wird. Gerade in unserer Zeit ist es von großer Bedeutung, zur Abgrenzung christlicher Spiritualität esoterischen und mit unserem Glauben nicht kompatiblen Modetrends fähig zu sein. Wie schwierig das ist, erfahren auch wir im Landeskirchenamt bei vereinzelt auftretenden Rückfragen aus Gemeinden oder funktionalen Diensten, wenn Pfarrerinnen oder Pfarrer Frömmigkeitsübungen vertreten, die in Konflikt mit den reformatorischen Glauben und mit reformatorischer Theologie geraten oder geraten können.

Als letzte Herausforderung sei die kybernetische Herausforderung genannt.

Eine Umfrage in unserer westfälischen Schwesterkirche förderte folgendes Ergebnis zutage: Gemeindeglieder wurden aufgefordert, die Dinge zu benennen, die sie als hemmend und große Schwäche in ihrer Kirche erleben. Dabei wurde natürlich einiges aufgezählt. Überraschend für viele war, dass an erster Stelle der benannten Schwächen die mangelnde Leitung in Gemeinde und Kirche rangierte.

Dabei wurden mehrere Dimensionen von Leitung angesprochen. Das eine ist das zielorientierte Beraten und Entscheiden. Natürlich sollen kollegiale Beratungsgremien nicht aufgegeben werden. Sie dürfen aber nicht dazu führen, Entscheidungsschwächen zu kaschieren, Entscheidungen durch immer währende und immer erneuerte Debatten auszuweichen oder sich als Einzelne im Kollektiv zu verstecken.

Zum anderen wurde angemahnt, dass kollegiale Beratungen so geleitet werden, dass sich subkutan einstellende Machtkonstellationen nicht dauerhaft durchsetzen können. Fairness im Verfahren, Transparenz, das Freihalten von Freiräumen für langsamere und schwächere Stimmen – das alles wurde als Anforderung an Leitung genannt.

Leiten soll also heißen, anderen Gliedern am Leibe Christi Raum zu geben. Leitung soll also eine wahrnehmende Koordination sein, auf keinen Fall autoritäre Bevormundung.

Das bedeutet aber nicht, dass Pfarrerinnen und Pfarrer in ihrem Leitungshandeln nicht mehr profiliert erkennbar sein dürfen. Ganz im Gegenteil. Es muss allerdings möglich sein, ein erkennbares Profil mit der nötigen Freiheit zur Meinungsbildung und Offenheit zur Meinungsveränderung zu verbinden. Ein solches Leiten wird sich als Wohltat erweisen und als solche auch erlebt werden.

Pfarrerinnen und Pfarrer üben einen Schlüsselberuf in unserer Kirche aus. Dafür möchte ich Ihnen zum Abschluss danken. Es ist mir bewusst, dass sie nicht irgendeinen Job tun, ihre Lebenszeit in den Dienst unserer Kirche einbringen. Mir ist klar, dass Sie alle auch etwas ganz persönlich von sich, der Stärke Ihrer Seele, der Kraft Ihres Glaubens und der Hoffnung Ihrer



Seite 9

Überzeugungen für das Leben unserer Kirche fruchtbar machen. Dafür soll Ihnen allen ein herzlicher Dank gesagt sein

Nikolaus Schneider